

Sonntagsfreude.

Unterhaltungsblatt für das christliche Volk.

Verantwortlich: Schriftredacteur J. Fußangel in Bochum. Druck und Verlag der Actiengesellschaft „Märkische Vereinsdruckerei“ in Bochum.

Das Christkind — unser Lehrer.

Die dreifache böse Lust: die Augenlust, Fleischlust und Hoffarth des Lebens, bildet den breiten Weg, der zur Hölle führt. Der mittlere und breitere Theil dieses Weges ist die Fleischlust. Denn es ist zweifellos, daß die meisten Höllebewohner verdammte wurden wegen der Sünden des Fleisches: der Unzucht und Unmäßigkeit. Auf dem rechten Trottoir dieses Hölleweges, welches die Hoffarth des Lebens ist, wandern ebenfalls Viele dem ewigen Untergange zu. Denn der Stolz und die aus ihm hervorgehenden Sünden schließen, wenn sie nicht rechtzeitig bestraft werden, vom Himmelreiche aus. Der linke Seitenweg ist die Augenlust. Von dieser sind jene befallen, welche voll Gier nach irdischen Gütern sind und welche durch ihre Habgier zu den verschiedensten Ungerechtigkeiten verleitet werden. Von diesem Wege mit seinen beiden Trottoiren sagt der göttliche Heiland: „Weit ist das Thor und breit der Weg, der zum Verderben führt, und Viele gibt es, welche da hindurchgehen.“

Der Sohn Gottes, Jesus Christus, ist nun auf dieser Welt erschienen, um uns vor jenem Wege zu warnen und uns den Weg des Heiles zu zeigen. Von diesem Wege sagt Er selbst: „Eng ist die Pforte und schmal ist der Weg, der zum Leben führt, und Wenige sind es, welche ihn finden.“ Damit wir ihn nun leichter und sicherer finden, hat der Herr nicht bloß durch seine Lehre wie mit einem Finger auf denselben hingewiesen, sondern Er ist uns auch auf diesem Wege vorangegangen, indem Er uns ein Beispiel gab. „Ich habe euch ein Beispiel gegeben, damit ihr thut, wie ich gethan habe“, spricht er selbst; und sein Apostel bestätigt dieses mit den Worten: „Er hat uns ein Beispiel gegeben in Allem, ausgenommen die Sünde.“ Unsere Belehrung durch das Wort begann Jesus Christus erst, da er dreißig Jahre alt war; unsere Unterweisung durch das Beispiel aber gleich bei seiner Menschwerdung. Ja, das göttliche Kind in der Krippe, es hat uns bereits durch sein Beispiel den Weg zum Himmel gezeigt: es verurtheilt durch sein Verhalten die Hoffarth des Lebens, die Augenlust und Fleischlust auf das Härteste, und predigt uns die entgegengesetzten Tugenden, nämlich Demuth, Armuth im Geiste und Abtödtung. — Lasset uns, christliche Leser, das miteinander betrachten! Du aber, göttliches Kind, gib, das wir den breiten Weg des Verderbens meiden und mit Beharrlichkeit bis an unser Lebensende den Weg des Heiles wandern, der zwar schmal und beschwerlich ist, aber hinführt zu ewiger Seligkeit.

Das Kind in der Krippe zu Bethlehem hat durch sein Beispiel die Hoffarth des Lebens verurtheilt und die Demuth gepredigt. Um die Größe dieser Demuth wenigstens theilweise zu erfassen, müssen wir erwägen, wer dieses Kind ist und woher es stammt. — Das Kind in der Krippe ist der eingeborene Sohn Gottes und seine Wohnung ist der Himmel. Es ist dasselbe Kind, auf welches der himmlische Vater im Paradiese hingewiesen hat, mit den Worten: „Ich will Feindschaft setzen zwischen

Dir und dem Weibe, zwischen Deinen Nachkommen und ihren Nachkommen; sie wird Dir den Kopf zerbrechen, Du aber wirst ihre Feste mit List nachstellen.“ Es ist jenes Kind, welches die Propheten Jahrhunderte vor seiner irdischen Geburt im Geiste geschaut haben, von welchem Isaia's gesagt: „Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt, auf dessen Schultern Herrschaft ruht, und seinen Namen wird man nennen: Gott, Wunderbarer, starker Held, Vater der Zukunft, Friedensfürst.“ Die Erwartung dieses Kindes hat unsere Stammeltern nach dem Sündenfalle getrübt und sie vor der Verwerfung bewahrt; nach diesem Kinde haben viele Jahrtausende hindurch die Völker gerufen: „Thauet, ihr Himmel, den Gerechten; Wolken regnet ihn herab; die Erde thue sich auf und sprosse den Heiland!“ Dieselben Engel, welche jetzt auf Bethlehems Fluren diesem Kinde ein Wiegenlied singen, wie es niemals vorher und nachher vernommen wurde, haben bereits seit Jahrtausenden an dem Throne seiner Herrlichkeit voll Ehrfurcht gestanden und in neunhimmigem Chöre sein Lob verkündet: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr, Gott Sabaoth! Himmel und Erde sind voll von seiner Herrlichkeit!“ Dieses Kind ist ja nicht erst von heute; es ist von Ewigkeit her im Schoße des Vaters geboren, und Alles, was außer ihm noch besteht, ist durch dasselbe gemacht worden, und ohne dasselbe ist nichts gemacht, was gemacht worden ist.“ Dieses Kind hat Himmel und Erde erschaffen durch die Macht des Willens; es leitet die Geschichte der Menschen und Völker, und ohne seinen Willen fällt kein Sperrling vom Dache und kein Haar von unserem Haupte. Kurz dieses Kind ist Gott. Welche Demuth! Gott ist Mensch geworden; der allmächtige und allweise Gott ist ein schwaches, hilfloses Kind geworden; der Herr des Himmels und der Erde hat Knechtsgehalt angenommen; der gerechte und heilige Gott hat die Gestalt eines Sünders angenommen! Wer von euch kann solche Demuth begreifen? Wo wäre der Königssohn zu finden, welcher den Palast des Vaters verläßt, die Hülle eines Bettlers annimmt, sich in Lumpen hüllt, sich für ein Bettelkind ausgibt — Alles das, um ein anderes, armes Kind zu erlösen? Und was ein Königssohn nicht thut, das hat der Sohn Gottes gethan, um unseren Stolz abzuwürgen und uns Demuth zu lehren. Dieses Kind betrachtend, seine göttliche Würde und seine Demuth erwägend, erinnere ich mich des Wortes des hl. Bernhard: „Groß ist Gott — und überaus preiswürdig! Klein ist Gott — und überaus liebenswürdig!“

Nichts widerstrebt dem Geheimnisse des Weihnachtsfestes mehr, als ein stolzes Herz und ein eitles, hochmüthiges Gebahren. Stelle, um das zu erkennen, nur folgenden Vergleich an: Christus in armseliger Windeln eingewickelt — und du mit deinen Kleidern und deinem Reichtum prunkend; Christus erniedrigt — und du nach Ruhm und Ehre strebend; Christus ein hilfloses Kind — und du prunkend mit Klugheit und Macht; Christus in Knechtsgehalt — und du herrschaftlich und hochfahrend gegen deine Mitmenschen; Christus in der Gestalt des Sünders — und du mit dem Scheine der Tugend um dich werfend; Christus ein Mensch — und du dich beinahe für Gott haltend! Wie reimt sich das

zusammen? Und vielleicht bist du gar bereit, um deine hochmüthigen Pläne zu verwirklichen, deiner Glauben, deine Tugend, deine Seligkeit hinzuofern? O du Thor! Gehe in dich! Beherzige, daß du nur Staub und Asche, ein armseliges Geschöpf, ein armer Sünder bist. Was du Gutes an dir hast, verdankst du Gott, der es dir jeden Augenblick wieder nehmen kann. Du hast also keinen Grund, dich dessen zu rühmen, aber viel Grund, dich beständig zu veredeln. „Wo Demuth ist, da ist Weisheit“, sagt die hl. Schrift, und Jesus Christus mahnt uns zur Demuth, wenn er spricht: „Wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden.“

Lasset uns denn abwerfen unsern Stolz und alles unordentliche Streben nach den Ehren der Welt! Nur eine Würde wollen wir mit aller Beharrlichkeit erstreben, nämlich die Würde der „Kinder Gottes“. Diese aber ist nicht denkbar ohne die Tugend der Demuth.

Die Glocke von Wallmoden.

Original-Novelle von Maria Lenzen

geb. v. Schlegel.

(2. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Ganz natürlich“, sagte ich; „er hat sich, ausgehend von den Freuden des Tages, vom Wein und zuletzt von seiner Todesangst, auf seinem toten Kiste wirklich den Tod geholt.“

„Er hörte aber doch die Glocke.“

„Es summt ihm wahrscheinlich in den Ohren, weil er dem Bekehrer etwas zu sehr zugehört hatte.“

„Nun, ich habe auch in der vorigen Nacht die Glocke gehört und ich war doch in keiner Weise aufgeregt.“

„Verlassen Sie sich darauf, Tante, Ihr Glöckchen wird sich auf die eine oder andere Art noch natürlich erklären.“

Sie winkte abwehrend mit der Hand, und sagte: „Mir ist es wie eine Erinnerung, eine Mahnung an ein Wesen, das ich sehr liebte und lange Zeit aus dem Gesichte verlor. Es kommt mir vor, als wäre sie jetzt in Noth oder Gefahr, die arme Mariamne, und jener Ton rief mich zur Hülfe auf. Was soll ich aber thun, als für sie beten!“ rief die gute alte Frau mit dem Ausdruck tiefen Kummer; „und das habe ich den ganzen Tag voll Angst und Leid gethan.“

Ich kann nicht sagen, wie der Nichte, den sie nannte, mich durchdrang; wieder mußte ich ihre abergläubische Erzählung mit den Ereignissen der vorigen Nacht in Verbindung bringen, ohne doch den Leidenden haben in diesem Labyrinth von Irrthum und Wahrheit finden zu können. „Beten Sie immerhin“, sagte ich mit größtem Ernst, als ich bisher zu zeigen für gut befunden hatte; „und da Sie dem Gegenstand Ihrer Sorge jetzt keine Wohlthat erzeigen können, so thun Sie einem andern, sehr bedürftigen Geschöpfe Gutes. Gott sieht das Herz an, und Seine Wege sind wunderbar. Er kann vielleicht einst an Ihrem Liebling vergelten, was Sie jetzt einer andern Armen thun. Ich muß fort; es ist die höchste Zeit: geben Sie mir etwas Wein, etwas Zwieback, feines Brod

und ein kleines Glas mit Eingemachtem für eine Kranke."

So zur Thätigkeit aufgefordert, vergaß mein Hausmütterchen für einen Augenblick ihre phantastischen Sorgen, und kaum hatte ich mich in meinen weiten, warmen Oberrock gehüllt, als sie auch schon wieder in's Zimmer trat, um mir die Taschen mit den verlangten Gegenständen zu füllen. Ich setzte meinen alten, breitkrämpigen Hut auf, ergriff meinen dicken Eichenstock und trat, so ausgerüstet, mit einbrechender Dunkelheit meinen Weg zur Hütte der Katharina Schütting an.

III.

Als ich in der verflochtenen Nacht mit dem Fremden die finstere Haide durchschritt, herrschte tiefes Schweigen unter uns. Ich wollte die peinlichen Gedanken des Unglücklichen nicht stören, und obgleich ich gern Näheres über die Kranke, zu welcher er mich führte, gewußt hätte, so dachte ich doch, ich würde in der Hütte wohl das Nötigste erfahren. So schritten wir fast eine Stunde lang neben einander her, ohne daß ein Wort zwischen uns gewechselt wurde, bis endlich am Rande der Haide ein Lichtstrahl unsere Augen traf. Er rührte von der Lampe in Katharinas Hütte her, und sein Anblick schien meinen Begleiter aus seinem dumpfen Brüten aufzuwecken. Er schaute schmerzhaft, schien zu schauern und wandte sich dann zu mir.

"Herr Pfarrer," sagte er, und seiner Stimme hörte man den Zwang an, den er sich anthat, um mit mir zu sprechen; "Herr Pfarrer, ich bin gezwungen, Ihnen jetzt einen Theil meiner Geschichte zu erzählen, Sie möchten sonst dort" — er deutete auf das ferne Licht — "nicht viel zu wirken vermögen. Aber versprechen Sie mir, aus Menschlichkeit zu schweigen, wie das Grab zu schweigen, bis die Kranke dort besser oder . . . oder todt ist. Nachher mögen Sie nach Ihrem Ermessen schweigen oder reden, wie Sie es für gut halten; denn meine Sorge betrifft nur sie."

Ich gelobte ihm unverbrüchliches Schweigen und fügte, um ihn zu beruhigen, noch hinzu, daß es des Eifersorgers heilige Pflicht sei, kein ihm anvertrautes Geheimniß jemals zu verrathen. Er dankte mir für mein Versprechen und fuhr dann in etwas ruhigerem und sicherem Tone als früher fort:

"Zwar bin ich aus gutem Hause, aber meine Eltern waren arm. Meinen Vater verlor ich früh, meine Mutter lebte von einer kleinen Leibrente, und sie wäre nicht im Stande gewesen, mir eine genügende Erziehung geben zu lassen, wenn nicht ein entfernter Verwandter sie zu diesem Zwecke unterstützt hätte. Er starb, bevor ich das achtzehnte Jahr zurückgelegt hatte; der Schmerz und der Schrecken über dieses neue Unglück raffte auch meine Mutter bald hinweg. Mit ihrem Tode verlor ich nicht nur meine letzte liebende Verwandte, das einzige Herz, welches mein Wohl und mein Wehe warm, wie sein eigenes, umfaßte, sondern ich sah mich nun auch gänzlich von allen Existenzmitteln entblößt. Ich hatte eben das Alter erreicht, wo man militairpflichtig wird; dieser Umstand und die Nothwendigkeit, mich ohne Verzug für einen Stand zu bestimmen, der mir augenblicklich zu einer, wenn auch noch so dürftigen, Existenz verhalf, brachten mich zu dem Entschlusse, Soldat zu werden. Eine Reihe harter Jahre, voll von Mühen, Entbehrungen und empfindlichen Verlegenheiten ging dem Tage vorher, der mir endlich mein Officier-Patent brachte. Jetzt brach aber eine bessere Zeit für mich an. Das Officier-Corps des Regiments, in welchem ich diente, bestand mit geringen Ausnahmen aus trefflichen, gebildeten Männern; meine Armuth war in ihren Augen kein Makel für mich, und trotz mancher Entbehrungen, die ich mir auch jetzt noch auferlegen mußte, verlebte ich in dem Kreise meiner Kameraden frohe, sorglose Tage, wie ich sie früher nie gekannt hatte."

Mein Glück war nicht von Dauer. Ich wurde nach Schlesien versetzt, und es war ein schmerzlicher Tausch für mich. Die Ansichten, Gewohnheiten und die Bildung der Männer, welche mich dort umgaben, standen in höchst unerfreulichem Contrast zu denen

des Kreises, den ich eben verlassen. Das Regiment, bei welchem ich jetzt stand, war vor Kurzem von der östlichen Grenze des Landes nach Schlesien versetzt worden; seine Officiere waren in der entlegenen Garnison zu sehr von allem feinem, geselligen Verkehr abgeschnitten gewesen, als daß dies ohne Einfluß auf ihr Leben und ihre Gewohnheiten hätte bleiben können, und es machte die Sache natürlich nicht besser, daß es mehreren unter ihnen schon von Hause aus an Erziehung fehlte. Unter diesen Umständen war es mir höchst willkommen, daß ein Zufall mir Zutritt in dem Hause eines benachbarten Edelmannes verschaffte. Er wohnte in Oesterreichisch-Schlesien, war, wie ich erfuhr, auch in Böhmen reich begütert, und hatte eine Frau aus böhmischem Grafen Hause, das seine Wurzel aber aus Westfalen herleitete. In seinem Hause lebte außer seinen eigenen Kindern eine junge Witwe, eine Schwesertochter seiner Gemahlin, deren Schönheit fast in Schatten gestellt wurde durch die liebenswürdigen Eigenschaften ihres Geistes und Gemüthes. Sie fügte mir bald eine tiefe Leidenschaft ein, und zum Unglück erwiderte sie dieselbe. Sie war arm, gleich mir; und ihre Verwandten waren einer Verbindung mit mir abhold, weil meine Geburt der ihrigen nicht gleich und ich nur ein Mitglied des neueren Adels war. Um jeden Verkehr zwischen uns abzubringen, wurde sie nach Westfalen zu einer ihr dort noch lebenden Großtante geschickt; man hatte ihre Abreise mit der äußersten Hast betrieben und verbarg mir ihren Aufenthaltsort. Noch war kein Wort der Erklärung zwischen uns gefallen, also konnte ich auch keine Zeile von ihr erhalten; dennoch gelang es mir, ihren neuen Wohnort zu entdecken. Als mir gleichgültig ein kleiner Civilposten angeboten wurde, der mir doch für eine Familie eine bessere Existenz zu sichern schien, als meine Officiers-Gage, reiste ich ihr nach, bot ihr meine Hand und wurde angenommen."

Mit tiefer, bebender Stimme, als theile er mir das größte Unglück seines Lebens mit, sprach der junge Mann die letzten Worte. Einen Augenblick erhob er die Hände über den Kopf, als klinge er dem Himmel sein tiefes Elend, dann ließ er sie wieder sinken und verfiel in ein peinliches Schweigen. Es drängte mich jetzt, mehr zu erfahren; deshalb fragte ich nach einigen Minuten in möglichst sanfter, theilnehmender Weise: "Und ihre Ehe — war sie eine unglückliche?"

Er fuhr zusammen. "Nein, o nein!" rief er leidenschaftlich, "wie können Sie das denken? Aber Sie kennen Mariannen ja nicht; Sie wissen ja nicht, daß es unmöglich ist, mit ihr zu leben und das zu erfahren, was man eine unglückliche Ehe nennt. Meine sanfte, meine edele Frau! — O, meine arme Mariannen!"

Er versank wieder in Stillschweigen, und ich hatte dieses Mal nicht den Muth, ihn zu stören; nach einer kurzen Pause aber raffte er sich selbst wieder auf und fuhr fort: "Zwei Jahre des höchsten irdischen Glückes waren uns entflohen, da verlor ich meinen Posten durch die Ungunst meines Herrn, eines reichen Grundbesitzers in Oberschlesien. Ich war dem Manne unangenehm; er sagte, ich wäre ihm zu vornehm, und all mein Bitten, mich in seinem Dienste zu behalten, blieb fruchtlos. Im Taumel der Leidenschaft hatte ich nicht darauf geachtet, daß die Anstellung, die ich von dem herrlichen Menschen angenommen hatte, mir keinerlei Sicherheit für die Zukunft bot; jetzt erntete ich die bitteren Früchte meiner Unbesonnenheit. Alle meine Bemühungen, mir eine andere Stelle zu verschaffen, waren vergeblich; es blieb mir keine andere Erwerbsquelle als den Erbs, der mir für das Schreiben kleiner Aufsätze in den Winkelschriften der Gegend wurde. Sie war spärlich genug und reichte nicht für unsern Unterhalt aus. Meine Frau that, was sie vermochte, um durch ihre Nadelarbeit auch etwas zu verdienen, und das Herz blutete mir, wenn ich sie bis spät in der Nacht angestrengt arbeiten und dabei allen den Leiden und Entbehrungen unterworfen sah, welche die Armuth mit sich führt. Aber all unser Ringen war erfolglos: wir wurden ärmer und ärmer — Mariannens Gesundheit verfiel — und — und — Sie werden Sie jetzt dort auf dem

Krankenslager finden, verlangend, die letzten Tröstungen der Religion zu empfangen, und bereit, dann zu sterben."

Er verstummte, wie es mir schien, in Thränen. Grund genug zu Kummer und Reue fand ich in seiner Erzählung, aber immer noch nichts, wodurch mir das Geheimnißvolle seines Auftretens erklärt wurde. Er hatte allerdings Ursache, sich Vorwürfe über seine unüberlegte Heirath zu machen, wodurch er, wie es schien, bitteres Elend und vielleicht selbst einen frühen Tod über seine Frau gebracht hatte; doch lag in all' diesem nichts, was ihn zwang, das Antlitz der Menschen zu scheuen und im Dunkel der Nacht, gleich einem Verbrecher, umher zu schleichen, um für sein sterbendes Weib den Zuspruch eines Priesters zu erbitten. Ich sagte ihm das möglichst milde und in ängstlich gewählten Worten; denn ich fürchtete, ihn zu verletzen und sein Vertrauen zu erschüttern; er antwortete aber ohne Bitterkeit:

"Sie haben Recht, der schwerste Theil meines Gesandnisses ist noch zurück; aber Sie müssen alles erfahren. Als ich aus dem Wiener-Militair austrat, blieb ich noch Landwehr-Lieutenant. Auch in diesem Verhältnisse wurde ich vom Unglück verfolgt. Einige Zeitungsartikel, die ich geschrieben hatte, zogen mir den Unwillen meines Regiments-Commandeurs zu, und nie habe ich sein Vertrauen wieder gewinnen können. Bei der jetzigen Mobilisirung wurde ich natürlich auch zur Fahne einberufen; meine Frau war schon krank, aber an die Möglichkeit, Urlaub zu erhalten, war nicht zu denken. Mariannen erkannte meine Verzweiflung, so sehr ich auch strebte, gefestigt zu erscheinen. Sie machte mir den Vorschlag, zu ihrer Großtante in der hiesigen Gegend zu gehen; sie glaubte, krank und verlassen, wie sie jetzt sei, werde die alte Dame ihr die Aufnahme nicht verweigern. Ich willigte ein; denn obgleich die Großtante, aus deren Hause ich Mariannen als meine junge Frau mit mir nahm, unsere Verbindung nicht gern gesehen und sich mit einiger Kälte von uns getrennt hatte, so wußte ich doch, wie sehr sie Mariannen liebte, und wie sanft und gut ihr Herz war. Vor drei Wochen trennten wir uns, und vor etwa acht Tagen erhielt ich in meinem Cantonement bei P. einen Brief, von meiner Frau, worin sie mir sagte, daß alle unsere Hoffnungen vergeblich gewesen seien, weil sie, auf die wir unser letztes Vertrauen gesetzt, nicht mehr unter den Lebenden weile. Ich sah es den wenigen, kaum leserlichen Zeilen und der bittren Entmutigung, die aus denselben sprach, sogleich an, daß der Tod die Hand geführt haben mußte, welche sie schrieb. Verzweifelt eilte ich zu meinen Vergeßten und bat und flehte um Urlaub; vergebens, er wurde mir nicht gewährt. Man glaubte mir nicht, hielt mich für träge im königlichen Dienste und schlug mein Gesuch ab. Ich hatte ja auch kein ärztliches Zeugniß, keine Bescheinigung einer Drisobrigkeit vorzuweisen; meine Frau lag ja allein, von Allen verlassen, in einer elenden Hütte auf der Haide. Aber allein sterben sollte sie nicht, das gelobte ich mir, und als ich am Tage alle rechtlichen Mittel vergebens erschöpft hatte, schlüpfte ich zur Nachtzeit in meinen Civil-Anzug und entfloß. Ich weiß wohl, ich habe meine Ehre verloren, mein Leben verwirkt, — aber ich kann doch ihre letzten Stunden versüßen, und so die Eine große Aufgabe meines Lebens erfüllen: ihr für all' das Unglück, das ich über sie gebracht habe, durch eine Liebe zu vergelten, die selbst Schmach und Tod nicht scheut."

(Fortsetzung folgt.)

Nachbarskinder.

Erzählung von G. Maria.

(1. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

"Ach Herr Lenz", erwiderte Lotte, "manche Menschen wären froh, wenn sie nur ein'n Bissen Fleisch zu ihren Kartoffeln hätten."

"Sie zum Beispiel, Lotte — weiß wohl, weiß wohl," sagte er nun merkwürdig besänftigt. "Ja Lotte, warum hat mich der liebe Gott nicht zum

reichen Manne gemacht. Stück Fleisch haben."

"D' h'ätte's"

wehrt diese.

"Ja alle Tag."

thun, für das, was

Lotte suchte die

ihres Schicksals

„Ach, Herr Lenz“

aufrieden mit dem

dem Finale's

„Das geht Sie“

sich wieder dem

zu. „Was habi“

hina nun an, „

„Dornröschen“

kleinlaut und no

brochen. „In e

bin ich g'lege

nachher hen di

Ständer rum g

und Burgmaur

Julius und se

mich finde und

er woll mich a

— ich hab g

ihre hölzerne

Zimmer Julius

und —“ das

hen sie der g

g'nomme und

ist's ganz fin

Frau Lenz

mit allen Zei

und schütele

Gott — unt

Wube g'per

„It ihr

bleiben —

dem Dornr

ha, ha“ las

mit den un

und wi

Mutter thei

„Ich ha

Herr Rinn

„Recht

— dem V

„Aber

Vergnüge

Haus, mit

„Vergn

Vergnügen

weiß, daß

„Aber

beharre

„Nach

üben und

kann, un

Frau

und such

Geruch

brang i

„Ein

gar, Fr

hat Ei

„E

„E

meinte

und b

selber

kennen

Stück

Lot

„Gott

sagte

oder

vor

Haut

Gefo

aufg

der

reichen Manne gemacht — Sie sollt' alle Tag Ihr Stück Fleisch haben."

"D' h'ätte 's Gott, Herr Lenz, alle Tag," wehrte diese.

"Ja alle Tag — ich kann Ihr wenig genug thun, für das, was Sie am Kind thun."

Lotte suchte die versöhnlichere Stimmung zu Gunsten ihres Schützlings zu nützen.

"Ach, Herr Lenz," versicherte sie, "ich bin schon zufrieden mit dem, was ich hab', wenn Sie nur dem Finales 's Spiel mit immer verbiete wolle!"

"Das geht Sie nix an, Lotte," rief er und wandte sich wieder dem unterdessen ruhig gewordenen Kinde zu.

"Was hab' Ihr denn getrieben?" donnerte er zu.

"Was hab' Ich zum letzten Mal!"

"Dornröschen hab' wir gespielt," gestand das Kind kleinlaut und noch manchmal von Weinsüßigen unterbrochen.

"In ein' große Zuber drunte im Keller brochen."

"Du bist mein Rosenkätzchen g'wese, und bin ich g'lege, das ist mein Kätzchen g'wese."

und nachher hen die Rube alte Kiste und Küßer und Ständer rum g'stellt, das sein die Dornheide und Burgmaure g'wese — und der Zimmer-

und sein Kamerade hen g'sagt, sie wolle Julius und sein Kamerade hen g'sagt, nein mich finde und der Krämer Heinrich hat g'sagt, nein mich mich aufwache — nachher sin sie alle fort — ich hab' g'meint, sie wolle ihre Papierhelme und ihre Holzene Schwerter hole, auf einmal ist der Zimmer Julius mit seine Kamerade komme und — das Kind weinte wieder — und nachher hen sie der Frau Zimmer ihren große Badzuber g'nomme und hen' en us mich g'stürzt — nachher ist's ganz finster worde —

Frau Lenz stand unter der Küchentür und schlug mit allen Zeichen des Entsetzens die Hände zusammen und schüttelte langsam den Kopf: "Ach du allmächtiger Gott — unter den Zuber hen Dich die garstige Rube g'sperret, Finales?"

"Ist ihr recht g'schehen!" rief Lenz, "soll wegebleiben — so, so, also ein Badzuber haben sie dem Dornröschen auf's Rosenbett g'stürzt? — ha, ha, ha," lachte er, "ein ander Mal spielt nimmer mit den unartigen Gassenbuben."

Und wie bist denn vorkomme, Finales?" frug die Mutter theilnehmend und besorgt.

"Ich hab' g'schrie und g'weint, nachher ist der Herr Zimmer komme und hat mich g'lunde."

"Recht so! Recht so!" sagte Lenz, "wegbleiben — dem Vater folgen!"

"Aber Herr Lenz, 's Finales muß doch auch ein Vergnügen habe — und 's ist ebe kein Mädel im Haus, mit dem 's spielen könnt," warf Lotte ein.

"Vergnügen haben," spottete Lenz, "hab' ich etwa Vergnügen? — Dort soll sie Klavier spielen, sie weiß, daß sie daon einmal später leben soll!"

"Aber so ein Kind kann das doch noch mit wisse," beharrte Lotte mit Zähigkeit.

"Nachher weiß Sie's, alte Lotte, b' Fina soll üben und wieder üben, je früher sie Geld verdienen kann, um so besser."

Frau Lenz erschien wieder unter der Küchentür und suchte Lotte abwehrende Zeichen zu machen. Ein Geruch von zerlassenen Fett und gebratenem Fleisch drang ins Zimmer.

"Sind denn Deine Fleischhühner noch nicht bad' gar, Frau? Ich hab' ein' Riesenhunger — was hat Sie denn Guts g'habt, Lotte?"

"Salzkarisseln und braune Brüh!"

"So, so, Salzkarisseln und braune Brüh," meinte Lenz nun vollständig verbohrt, "Salzkarisseln und braune Brüh — 's Fleisch hat der Zimmer selber gessen, hä? ja, ja — wir wissens — wir kennens Lottele, — bleib Sie da, Sie kriegt ein Stück von mir."

Lotte schüttelte den Schürzenzipfel an die Augen; "Gott vergelt's Ihne tausend Mal, Herr Lenz," sagte sie une wußte nicht, ob sie aber Lenzens Güte oder ihre eigene Verlassenheit weinen sollte. Schon vor mehr als dreißig Jahren kam sie in dieses Haus, wo sie Zimmer als eines jener verlassenen Gescheppes, deren Unterhalt die Stadt bestreiten muß, aufgenommen hatte. Die geringe Vergütung suchte der procißische Mensch zu erhöhen, indem er Lottens

schwache Kräfte zu allerhand kleinen Diensten benützte: Wasser tragen, Treppen fegen und Straßen reinigen. Dies alles ließ er sich von den verschiedenen Parteien im Hause bezahlen, sobald das verkrüppelte Wesen noch eine Quelle der Einnahme für ihn wurde. Jedermann wußte dies im Hause. Da aber Zimmer wieder so viel Gefälligkeit für die Bewohner hatte und die kleinen Leute alle auch zuweilen auf des Eigentümers Rücksicht rechnen mußten, ließen sie ihn gewähren.

"Ja, ja — er wird's vergelten tausendmal," höhnte Lenz, "wir dürfen dafür am Hungertuch nagen, bis ans selig End."

"Ach du allmächtiger Gott, Lenz," wandte seine Frau nun bittend ein, "sei doch still, wir sin alle Tage satt worde und werde auch noch Freud' am Finales erlobe!"

"Lauter Freud und Glück — natürlich Mutter, do mußt's ja wissen."

Ihne hat doch der lieb Gott schon viel Glück gegeben, Herr Lenz," warf Lotte einzuhalten. "Der Herr Zimmer erzählt oft, Sie und Ihre Frau seien 's schönst' Paar in der Stadt g'wese — ist das vielleicht kein Glück?"

Lenz trat vor den Spiegel und rechte sich in seiner Höhe empor. "Ja, ja, man hat sich sehen lassen können — geht Alte?" erwiderte er gelassen, sich selbstgefällig das glatt rasirte Kinn streichelnd und sein Spiegelbild mit unverkennbarem Stolz betrachtend, "meinetwegen könnt' ich weniger schön oder so klein sein, wie Sie, Lotte, hätt' ich nur mehr Geld."

"Aber ich bin klein und hab' nix, als was mir die Gnad der Leut schenkt — das ist doch auch traurig."

Frau Lenz brachte die dampfende Suppe. Sie bemerkte mit Genugthuung, wie sich der Unmuth ihres Mannes mehr und mehr legte, je mehr sein Appetit befreit wurde. Schließlich theilte er sein einziges Besessenes mit Lotte, die es nach einigen nicht ernst gemeinten Einwendungen demüthig dankend annahm und fast mit Heißhunger hinunterschlank.

"Schmeckt's, Lotte?" rief Lenz, ihr vergnügt zuschauend.

"Wohl schmeckt's," nickte diese, Sie und b' Frau Hofrathin im Zweiten sind die Einzigen, die mir was gütig gönnen."

"Wenn die nur nicht so verteuert hochmüthig wär," meinte Lenz, "s wär sonst eine charmante Frau."

"Eine liebe, gute Dame ist's," eiferte Lotte, "freilich ein bißel stolz auf Rang und Titel — ach du lieber Gott, und muß doch so arg spare, daß sie in dem Haus da wohnt — Lotte hielt erschrocken inne."

"Wo sonst nur arme Leut wohnen," ergänzte Lenz, "sag Sie's nur ungenirt, Lotte. — Freilich, der Hofrathin pagts auch ganz und gar nicht — wir sind fast alle Lust für sie im Haus."

"Aber der Rudolf ist gar nit hochmüthig," meinte Fina und schaute ihren Vater mit einem ernsten, merkwürdig frühreifen Blick ins Gesicht, "er will immer mit uns spielen, aber seine vornehme Mama leidet's nur nit."

"Glaube gern," nickte Lenz bitter, "sind von jartem Teig gebacken, diese Hofrathin und ihr Sohn, ha, ha, ha!" Lachend nahm er seinen Teller und stellte ihn der Rats unter den Tisch, die sich schon lange bettelnd an seinen Beinen gerieben hatte. Er streichelte ihr einige Mal liebevoll über den Rücken, dann erhob er sich, zog seinen Rock an und ohne zu sagen, wohin er gehe oder wann er zurückkehre, wandte er sich nach der Thür. Beim Hinausgehen blickte er sich nochmals um. "Verges nicht zu üben, b' Fina — heut Abend muß die Sonatin gehen wie am Schnürle — hörst's?"

"Allmächtiger Gott," sagte Frau Lenz, den Tisch abräumend, "er wird mir das Kind noch umbringen, Weiß Sie, Lotte," setzte sie entschuldigend hinzu, "s ist 's Blut, sein heiß, süßländisch Blut — sein Urgroßvater ist ja ein Mohr g'wese. Weiß Sie, Lotte, der hochföhlig Fürst hat ihn aus dem Lärken-

krieg mitgebracht — das macht den Mann so heftig, er ist ja sogleich wieder gut."

"Wenn er eins halb umgebracht hat," ließ sich Fina allsüßig vernehmen; "ich mag den Vater gar nicht — warum is er immer so grob gegen uns — und immer soll ich übe —"

"Still, still Kind," unterbrach sie die Mutter, "der Vater meint's gut, wenn Du was recht's g'lernst hast, brauchst Du Dich nit so quäle, wie Deine Eltern."

"Aber Mutter, ich lern doch auch ohne das Schimpfe. Siehst Du, wenn der Vater gut ist, hab ich ihn so lieb — aber er ist fast gar nie gut mit uns. Wenn er gegen Dich grob ist, nachher könnt' ich immer greine."

"Er meint's ja nit böds," entschuldigte die Mutter. "Nit böds, aber ich soll immer übe und übe," klagte die Kleine, nahm ergeben ihren Schulrucksack, hielt der Mutter den Mund zum Kusse hin und trötelte, von Lotte bis unter das Hofthor begleitet, in den heißen Maienachmittag hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Marie XXIII.

Humoreske von A. Koriß.

(Nachdruck verboten.)

Vor Frau Hauptmann Kroner — einer stattlichen Dame in denjenigen Lebensjahren, welche zwischen den Ziffern 30 und 50 bei Damen stets, sei's nach eigener, sei's nach fremder Angabe, variiren — stand ein blühendes junges Mädchen mit einem kleinen Bündel in der Hand und lauschte gesenkten Auges dem Nebelstrome, welcher den Lippen erstgenannter Dame ruckweise wie im Commandotone entquoll:

"Also aufgepaßt! In meinen Diensten hat es bis her jede Köchin gut gehabt, so lange sie sich auch gut führte, verstanden? Zur guten Führung gehört aber erstens ein reines, keusches, von keinem Liebes-

gefühl jemals auch nur leise berührtes Jungfrauenherz, sodann tadellose Reinlichkeit im Anzuge, in der Küche und sonstigen allen übrigen Lebenslagen und endlich das Hören auf den Namen „Marie“, den bei mir jede Köchin, mag sie auch sonst heißen wie sie wolle, zu führen hat, verstanden?"

"Ja, gnädige Frau," liselte die Angeredete, "ich hoffe, daß ich mir der gnädigen Frau Zufriedenheit in allen Stücken erwerben und erhalten werde!"

"Nun gut, so bist Du hiermit in Dienst genommen, kannst gleich eintreten und Deine Vorgängerin, die ich noch heute zum 1. Tage, ablassen; also mir nach!"

Hiermit raufte die „Gnädige“ voran und die „neue“ Marie folgte gesenkten Hauptes und klopfenden Herzens nach der Küche, in der eine robuste, „andere“ Marie eben mit Packen des Koffers beschäftigt war.

"Nun vorwärts, beile Ditz, Marie!" herrschte die Gnädige die vor ihrem Koffer knieende Gestalt an, "hier ist bereits Deine Nachfolgerin, also schleunigst Platz gemacht!"

"Na, na, man nich so hastig, Allergnädigste; Sie werden mir doch erlauben, ericht meinen Koffer zu packen? So, nu is er zu und nu bitt' ich zuzuschließen? So, nu is er zu und nu bitt' ich um meinen Lohn vom 17. bis heute, den 30., macht mit 2 Thaler pro Monat netto 28 Silbergroschen!"

"Hier Dein Geld und nun hinaus, impertinente Person!" rief die Gnädige der verflochtenen Marie zu, indem sie ihr die netto 28 Silbergroschen auf den Küchentisch warf.

"Armes Wurm, Du jammerkst mir!" sprach die Empfängerin, ihr Geld einstreichend, zu ihrer Nachfolgerin mitleidsvoll und sodann, mit ihrem Koffer auf der Schulter, die Küche verlassend, rief sie noch auf dem Vorplatze zellend:

"Und nu abies, Allergnädigste, grüßen Sie mir och noch gefälligst meinen August, wenn er Abends herkommen sollte, ha, ha, ha!" worauf sie unter fernem Hohngeklächter die Treppe hinuntereilte.

Bei den letzten überlauten Abschiedsworten öffnete sich eine geradeüberliegende Thür des Vorzalles und auf der Schwelle derselben erschien ein grauköpfiger, älterer Herr, unten mit Sporenstiefeln und Militärhose, oben dagegen mit bequemem Hausstüppchen und

Schafrock beiseite, eine lange dampfende Pfeife zwischen den härtigen Lippen.

„Was ist denn da wieder los, liebe Frau?“ fragte dieser Herr in sanftem Tone.

„Nichts, lieber Herrmann, was Dich angeht, ich habe nur eine neue Köchin engagiert und die alte zum Teufel geschickt! Deshalb gehe ruhig in Dein Zimmer zurück!“ lautete die entschiedene Antwort der besseren Hälfte des Fragestellers.

Der mit „lieber Herrmann“ Angeredete folgte auch sofort der erhaltenen Anweisung und feuerte nur leise nach Schluß seiner Zimmerthüre: „Also wieder eine neue Köchin! Nach meiner Rechnung seit Neujahr so etwa die zwei- oder dreihundzwanzigste; na, lieber Gott, hilf gnädigst weiter, ich kann dabei nichts mehr thun, das weißt Du am besten, Amen!“ Nach diesen Worten stopfte sich besagter Herr, Ehegatte der in der Küche noch zu hörenden „Gnädigen“ und außerdem noch Hauptmann und Chef einer zwölfpündigen Batterie, eine neue Pfeife und vertiefte sich wiederum in das soeben unterbrochene Studium der Königsberger Hartungs'schen Zeitung, des Hauptorgans des Wohlfühls des Lesenden. Über lange Ruhe war dem Leseren nicht beschieden, denn nach kaum fünf Minuten rauschte Bertha (so war der holden Gattin Name) in das ehedem herrliche Zimmer und sich auf das Sopha werfend, daß daselbe in allen Fugen krachte und die gelbseidenen Haubenbänder der genannten Dame wild um ihr etwas gedrehtes Gesicht flatterten, rief sie selbstzufrieden aus:

„Sol' endlich mal wieder reines Tisch gemacht; ich hoffe heute ganz gut gefahren zu sein. Nach meinem Kennerblick erscheint mir die „neue“ Marie noch unverdorben und daß sie's hier nicht wird, nun, das ist meine Sache! Auch hat sie mir soeben feierlichst geloben müssen, jedwede Liebeslei mit Deinen Burschen oder den ewig du-jour Habenden aufs strengste zu unterlassen!“

„Na, Gott gebe es!“ sprach Berthas Eheherr, „aber am 17. dieses Monats warst Du ganz derselben Meinung und hast doch heute die — die — frühere Marie entlassen!“

„Ach Schweige, was verstehst Du von den Sorgen und Mühen einer Hausfrau und wie sich dieselbe abzuquälen muß, um Liebesleien und sonstige Angehörigkeiten in der Küche zu verwalten. Ja, eine Batterie zu commandiren, wo die Leute schon so wie so gehorchen müssen und im Dienste selbstverständlich nicht lieben können — das ist gar nichts im Vergleich zu meinen Obliegenheiten, ein reines Kinderpiel ist es dagegen! Also nun bitte ich mit Ruhe aus, verstanden, mein lieber Herrmann?“

„Ja wohl, ja wohl, liebste Berthchen, aber möchtest Du mir nicht gütigst sagen, die wievielte Marie Du nun seit Neujahr mit Deinem untrüglichen Kennerblick engagiert und später wieder ausgemergelt hast?“

„Das geht Dich zwar gar nichts an, lieber Herrmann, aber dieses Mal will ich Dir ausnahmsweise den Gefallen thun und Deine — übrigens höchst unnütze — Wißbegierde stillen: heute ist gerade Marie XXIII. gemietet worden!“

„Stimmt, auffallend mit meiner Rechnung, also die dreihundzwanzigste! Nun, da wird doch hoffentlich — heute haben wir den 30. November — bis Neujahr das Viererhundert voll werden, nicht wahr, liebste Berthchen?“

Nur mit einem vernichtenden Blicke maß Frau Hauptmann-Kroner ihren Gatten von oben bis unten und rauschte dann stumm zum Zimmer hinaus, dieses Mal aber die Thür ins Schloß werfend, daß die Fenster klirrten, der an einem derselben hängende Kanarienvogel änslich aufplattete und der bis dahin hinter dem Ofen geschlafen habende große graue Kater mit einem Satz bis mitten in die Stube sprang, während dem Hauptmann die Pfeife aus dem Munde vor die Füße fiel.

„Herr Gott im Himmel!“ sprach der Pfeifen-eigen-thümer, nachdem er sein Besitztum aufgehoben und wieder in Brand gesetzt hatte, „was hast Du mir in Deiner unerforschlichen Gnade für eine Ruthe aufgebunden! Na, Dein Wille geschehe auch ferner wie

im Himmel so auch in unserer Küche, ich kann's nicht ändern, das hätte früher geschehen müssen, nun ist's leider nicht mehr möglich!“

Ähnliche Szenen, wie die eben geschilderte, kamen im Kroner'schen Hause — wenn nicht dreimal — so doch mindestens allmonatlich zweimal vor, denn Frau Bertha bildete unter keinen Umständen das leiseste und unschuldigste Teufelsmischel zwischen Köchin und Burschen, nicht einmal miteinander sprechen durfte der männliche mit dem weiblichen dienstbaren Geiste in ihrem Hause und zwar aus dem einzigen Grunde, weil sie sowohl das Herz des jeweiligen Küchen-drachens, als auch das des betreffenden Artilleristen stets leuchtend und züchtig bewahren wollte, in Worten und in Werken! Es war einmal ihre Ansicht, daß weder Männlein noch Fräulein — so lange dieselben noch unverheiratet — daran denken durften, sich einander zu nähern und wäre es auch nur auf fünf Schritt Distanz gewesen. — Zu dieser ihrer kuriosen Ansicht war Frau Hauptmann-Kroner — und solches mag zu ihrer Entschuldigung dienen — wohl hauptsächlich dadurch gekommen, daß sie selbst das süße Gefühl der Liebe nie kennen gelernt hatte; von ihren Eltern ihrem jeglichen Eheherrn als Mädchen von kaum 18 Jahren nebst diversen tausend Thalern angetraut, hatte sie als gehorsame Tochter mit einer heimlich-glühenden Jugendliebe brechen müssen. Nach Ueberwindung dieses Herzenskammers hatte Frau Bertha sich aber feierlichst gelobt, dem ausgezwungenen und unliebsamen Gatten zwar eine tugendhafte und züchtige Hausfrau zu werden, dabei aber die Fäden der Regierung intra muros mit fester Hand zu führen und keinerlei Mitregenten dabei zu dulden. Wie ihr dieses im Laufe der Jahre gelungen, haben wir soeben zur Genüge gesehen und daß dieses möglich wurde, daran war Hauptmann Kroner theilweise selbst schuld und zwar aus nachstehenden Gründen: Als junger Premie-lieutenant und durchaus nmerfahren in der Kenntniß des weiblichen Herzens (dieses Organs, das bekanntlich seit Erschaffung der Welt noch Niemand gründlich erforscht hat und wohl auch bis an's Ende aller Dinge nie erforscht wird) war er mit wahrer, wenn auch keineswegs Allzu heiser Liebe in die Ehe getreten, hatte in derselben aber nicht nur kein liebevolles Entgegenkommen, sondern stets nur ein kaltes „noli me tangere“ gefunden. Als ziemlich blutiger Phlegmatikus hatte er sich hierüber durchaus nicht etwa in den Tod gelegt, sondern sich demnach an diese Art ehelichen Zusammenlebens gewöhnt, daß er endlich dachte, es müßte so sein und ginge wahrscheinlich überall so zu, nämlich, daß die Eheleute das Departement des Innern absolut allein verwalte, dem Eheherrn dagegen nur die auswärtigen Angelegenheiten und deren Versorgung zufallen müßte. Aus diesen Gründen also hatte Frau Bertha das Kommando im Hause, ihr lieber Herrmann dagegen daselbe nur außer letzterem, und beide Theile befanden sich dabei seit langen Jahren ganz wohl und zufrieden. Weil nun aber jedes Menschenherz an etwas hängen muß — wie ein altes Lied besagt — so hatte der Hauptmann die ganze Zuneigung genannten Lebens-muskels seinen Pferden, seinem Kanarienvogel, seinem grauen Kater Namens Murr und seiner langen Pfeife zugewendet und befand sich so wohl und zufrieden dabei, daß ihm Frau Berthas strenges Regiment fast ganz legal erschien.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

„Uralte Erfindung.“ Ein Gastwirth hat sich für die Honorationen einige Stühle neuer Erfindung anfertigen lassen und zeigte diese seinem Brauer. „Sehen Sie nur, diese Stühle kann man zusammenschlagen — das ist das Neueste!“ — „Na, wissen Sie, das ist schon uralt. Ich selbst hab' vor ca. 20 Jahren einmal in einem Wirthshause alle Stühle zusammengeschnitten.“

„Die gemeinschaftliche Stärkung.“ Bei der Bürgerwehr in B. hatte sich in's erste Glied ein sehr kleiner neben einen sehr großen Mann gestellt. Der Feldwebel wollte, daß der Kleine sich in's dritte

Glied stellen sollte, allein er entgegnete sehr haß: „Heeren Se, des jeht nich, wir Bedeene Kummelpulle mit einander!“

„(Aus der Schulstube.)“ In einer Gemeindefchule läßt der Lehrer das Zeitwort conjugiren. Als Lieschen Schulze mit einer sepe mir“ herausruft, wird sie durch den „Falsch!“ unterbrochen. „Wer weiß es, fragt der Lehrer. Da gibt Elise Plunkow, als Tochter eines Hausbesizers sehr auf den Anstand hält, das allgemeine Schulgeichen der Lehrer ihr zunicht, beginnt sie mit der riesiger Ueberlegenheit: „Ich bin so frei: mir, du bist so frei und sehest dir — dieser Stelle wurde ihr vom Lehrer das B zogen.“

„(Wie du mir, so ich dir.)“ A „Pst! Sie da, Jpg, wie komme ich am nach dem Mühlendamm?“ Jude: „Wie wi daß ich haß Jpg?“ Antifemir: „Na, das man doch!“ Jude: „Na, dann raten e wie Se kommen am nächsten nach'm Mühlen

„(In der Sprechstunde.)“ — „S Herr Doctor, den Papagei da!“ „Nun, n krank ist, müssen Sie schon zu einem Thierar — ich currire nur Menschen!“ „I na, na, soll er bei Ihnen lernen!“ „Bei mir?“ „Sie geben doch Sprechstunden!“

„(Reiztes Mittel.)“ Richter (zu einer i „Sie weigern sich also, Ihr Alter anzugeben Gerichtsdienet, holen Sie den vereideten T

„(Kasernenhofklütche.)“ Feldwebel: Müller, wie sehen Sie denn aus? „Dre hat der Kerl Urlaub gehabt und ist schon wie civilisirt!“

„(Rabel!)“ Pferdebahn-Conducteur (zu Passagier, der, obwohl die Fahrt 15 Pfennig nur 10 Pfennig bezahlt): „Mein Herr, ich noch 5 Pfennig!“ Passagier: „Wie können so unverschäm! Haben Sie nicht bekommen Herr da neben mir 5 Pfennig Trinkgeld! 10 Pfennig, der Herr 20 Pfennig, macht zu 30! Was kostet de Fahrt for zwei Person Pfennig! Also was woll'n Se denn?“

„(Die heiße Pant.)“ Der Am Friedrich sucht bei jeder Proceßverhandlung n Aufgebot seiner ganzen Beredtsamkeit darau wirken, daß sich die Parteien durch gütlich gleich einigen. Sobald Kläger oder Bekla Einigung widerstreben, unterbricht er den Se Verhandlung, um Jenen eine halbe Stunde zeit zu geben. „Sehen Sie sich dort auf di neben dem Ofen“ — befiehlt er alsdann, „id trzwischen einige andere Termine vornehmen. kennt den Ofen; er weiß, daß er regelmäßig heizt wird, und daß es eine pure Menschenm Zeit ist, in seiner Nähe längere Zeit auszu Wenn dann die halbe Stunde verstrichen ist, er die Leute gewöhnlich bereit, auf jeden Verm vorschlag einzugehen, da sie froh sind, von de flitzen Ofen loszukommen, und um keinen wieder zu ihm zurückkehren möchten. Eines wendet der Amrichter wieder den oft bei Kunstgriff an; er hat diesmal mit einem de hartnäckigen Kläger zu thun, dafür strahlt abe der Ofen eine besonders intensive Gluth aus. Amrichter gönnt dem Kläger, einem robusten aus dem Volke, eine sehr ausgebeimte „Bratun und fragt nach Ablauf der Schmorperiode: jezt werden Sie gewiß bereit sein, einen W anzunehmen.“ „Ja keine Fies!“ erwidet Andere, „mit mir jezt bet nich so — id bin lich früher Setzer bei Borstg gewesen!“